

Begegnung mit einem Phantom

Ein Jahr nach J. J. Cales Tod erweisen Stars wie Eric Clapton und Mark Knopfler dem Lehrmeister mit einem Album eine Hommage. Sie erinnern damit an den grossen Musiker. **Von Bänz Friedli**

Dieses Gesicht ist eine Landschaft, tief zerfurcht. Mit tendrin, unter buschigen Brauen, stechen die blassblauen Augen hervor, skeptisch, hellwach. Sonst aber sitzt er gebückt auf dem hölzernen Stuhl, grummelt tief im Gaumen ein paar Worte, und doch tönt es wie Singen, anschwellend und abfallend: «I'm an old man, you know.» Ein Refrain, den er im Gespräch sieben-, achtmal wiederholen wird: Wissen Sie, ich bin ein alter Mann. Vorhin, als er auf der Bühne stand und seine uralten Lieder sang, bemerkte man die Furchen nicht. Jung wirkte er da und die Lieder – «Magnolia», «After Midnight» – so leicht, so unberührt, als hätte er sie erst am Nachmittag im Tourbus komponiert.

Der greise Jüngling hiess J. J. Cale, und man rieb sich die Augen, ihn überhaupt vor sich zu haben. Als Musiker der Inbegriff von entspannter Rockmusik, war er als Mensch ein Phantom geblieben, berühmt dafür, unbekannt zu sein. Jahrzehntlang hauste er ohne Telefon in Wohnwagen, streunte durch

«Ich will nicht mysteriös sein. Ich habe den Starrummel bewusst vermieden, weil ich nie derjenige sein wollte, der vorne hinsteht.»

die Südstaaten der USA, unfassbar, verschollen. Rar seine Alben, noch rarer die Konzerte.

Und jetzt hockt er hier, im weissen Shirt mit der Aufschrift «Oklahoma», in Jeans und Cowboystiefeln, trinkt Wasser, bestellt sich einen Westernburger mit Crevetten, Zwiebeln, Pfefferschoten, «you know, the real stuff», und einer Extraportion Frites. «Mister Cale gibt keine Interviews», hatte sein Agent am Telefon gesagt, «aber fahren Sie mal nach Santa Cruz, vielleicht spricht er mit Ihnen, bei ihm weiss man nie.» Man ist hingefahren, durch hügelige Kiefernwälder, und wirklich, Cale spricht. Und spricht. «Als ich 30 war, hätte ich nie gedacht, dass ich mit 65 noch am Leben sein würde. Aber soll ich mich pensionieren lassen und Golf spielen?» Im sehnigen Southern Slang redet er, kaut die Worte und spuckt sie dann aus. Ein Dehnen und Zerhacken. «No way.»

Das war vor zehn Jahren. Letzten Sommer dann erlag J. J. Cale 74-jährig einem Infarkt, und zum ersten Todestag erweisen Eric Clapton, Mark Knopfler und weitere Grössen ihm mit dem Album «The Breeze» die Reverenz. Das ist einleuchtend, weil gerade Knopflers Band Dire Straits ohne Cales Einfluss undenkbar gewesen wäre und Clapton seine ganze Solokarriere dem Meister verdankt. Doch ihre Interpretationen changieren zwischen solide und eintönig, einzig John Mayer und Willie Nelson setzen gesangliche Highlights, und so bleibt das grösste Verdienst der klingenden Kopisten, dass sie mit ihrer CD das Original in Erinnerung rufen: Cale, wie er damals in Santa Cruz jeden seiner Sätze mit «Well, I think ...», «I mean ...», «... and stuff» ins Ungefähre zog, alles herunterspielte. «Ich bleibe lieber im Hintergrund, ich bin Gitarrist, Songwriter, kein Frontmann. Und kein besonders guter Sänger.»

Erotik der Zurückhaltung

Gelogen. Aber die Coolness ist nicht Pose, der Mann ist so. Eben hat er – 2004 war's – mit dem Album «To Tulsa and Back» an seine vier ersten grandiosen LP aus den frühen siebziger Jahren angeknüpft. Und weil der Klang natürlicher geriet denn je, ist das vierzehnte sein bestes Album überhaupt. «You know», beantwortet er das Kompliment mit dem Vorwurf seiner ärgsten Kritiker, «für mich tönen all meine Platten seit dreissig Jahren gleich.» Ob das Album, aufgenommen in Tulsa, eine Heimkehr in seine Geburtsstadt in Oklahoma bedeute? «Es gibt kein Zuhause, y'know. Heimat besteht nicht aus Tischen, Stühlen, Küche und Schlafzimmer», brummelt er. «Musik ist meine Heimat.» Am liebsten hätte er «To Tulsa and Back» schlicht «Album Nummer 14» getauft, so, wie er frühere Platten «5», «8» und «10» betitelt hatte. «Aber die Plattenfirma liess mich nicht.»



Der Schüler mit seinem Lehrmeister: Eric Clapton und J. J. Cale beim Erscheinen ihres gemeinsamen Albums «The Road to Escondido», 2006.

Gut gemeint



Auf «The Breeze» (Universal) interpretieren Stars wie Eric Clapton, Tom Petty und Dire-Straits-Gitarrist Mark Knopfler die Songs von J. J. Cale. Dessen eigene Alben bleiben unerreicht.

Santa Cruz, das Universitätsstädtchen südlich von San Francisco, ist voller braun gebrannter Surfer und munterer Strassenmusikanten. Im Musikklub The Catalyst an der Pacific Avenue, einer ehemaligen Werft-halle, stimmt Cale kurz vor acht vor aller Augen sein Instrument, als wäre er ein Techniker, beginnt dann einfach zu spielen und entfaltet binnen Sekunden schleichende Sinnlichkeit. Cales atemlose, brüchige, hohe Sprechsingstimme erzeugt Spannung, seine Gitarre hält stets mehr, als sie verspricht. Cale führt die Erotik der Zurückhaltung vor, die Rhythmik der Langsamkeit, die Eindringlichkeit des Unaufdringlichen.

«Entschuldigen Sie, Mister Cale», fragt man ihn danach, «mir scheint fast, Sie seien glücklich?» – «Mir geht's gut, yeah!» – «Passt gar nicht zu Ihrem Image des übelglaunigen Hängers ...» – «Mag sein, dass ich grüblerisch und wortkarg bin. Wer ein bisschen nachdenkt über die Welt, muss ja deprimiert sein. Aber mürrisch? Dieses Image ist mir zuwider», antwortet er. Wissend wohl, dass er selber aufgebaut hat. «Mir geht es nicht darum, den mysteriösen, versponnenen Typen zu geben. Aber ich habe den Starrummel bewusst vermieden, weil ich nie derjenige sein wollte, der vorne hinsteht», sagt er. «Mir ist es recht, dass all meine schrägen kleinen Liedlein von anderen bekannt gemacht wurden.»

Wie kein anderer war Cale ein «musician's musician», von Kollegen als Vorbild verehrt, Synonym für den lässigen Gitarrenstil «laid back». «J. J. Cale» wurde zum Genrebegriff. «Mein Stil entstand nur, weil ich alte Blueser nachahmte und ihren Klang nicht hinkriegte», stapelt er tief. Sagt dann doch: «Das Problem meiner Nachahmer ist, dass sie nur nachahmen, statt einen eigenen Ausdruck zu entwickeln.» Und grinst: «Keiner spielt J. J. Cale wie ich.»

Deshalb bleibt es ein Missverständnis, Cales Songs auszustaffieren, denn seine Skizzen waren nicht Vorzeichnungen, sondern

das Werk selber, aufs Maximum reduziert. Sie aufzublasen, wie die Adepten es nun tun, ist hinfällig. Cales allererste Zeile auf dem ersten Album – und sie sollte Programm bleiben – lautete ja nicht «Sie nennen mich die Sturmböe», sondern: «They call me the breeze». Einem Hauch von Wüstenwind, einer Brise gleich wehten seine Lieder von der Bühne. Es war ihr Wesen.

Seine Songs sangen andere

Im «Catalyst» öffnet Cale, wenn er die Saiten flüchtig liebkost, weite Räume in den Köpfen der Zuhörer. Wie alte Verbündete summen sie jede Note mit. Cale tippt die ersten Töne von «Cocaine» an, bückt sich. Und während er am Verstärker schräubelt, huscht ein Lächeln über sein Gesicht. «Klar hängen dir die Songs, derentwegen du berühmt bist, zum Hals raus», wird er hinterher sagen. «Aber du musst sie spielen. Ich arrangiere «Cocaine» ständig um, damit es frisch bleibt. Mich stört nur, dass das Stück komplett missverstanden wurde. Es ist ein Song gegen den Kokaingebrauch. Kokain tut dir nicht gut.» Redet er aus Erfahrung? «Ich hatte meine wilden Jahre, jetzt bin ich ein alter Mann.»

Stets machten andere seine Stücke zu Hits: Lynyrd Skynyrd, Deep Purple, Allman Brothers, Johnny Cash, Santana. Allen voran: Eric Clapton. Störte es ihn nicht, dass Clapton mit seinen Songs das grosse Geld machte? «Im Gegenteil, ich lebe von den Tantiemen, die er mir einbringt. Als er 1971 mein «After Midnight» aufnahm, war ich unbekannt, mausarm und 33-jährig in einem Geschäft, in dem du mit 20 schon als alt giltst. Ich sass in einer Bar in Nashville, hörte den Song am Radio, ging raus und kaufte mir einen Chevrolet.»

Weisshaarige Hippies mit Rossschwanz tanzten im «Catalyst» barfuss, an der Bar trinken schwere Kerle Bud light. Vorn tritt Cale, wann immer er kann, aus dem Lichtkegel ins Bühnendunkel, musiziert im Schatten seiner Band. Das Prinzip seiner Musik ist der Blues:

kompliziert einfach, einsilbig vielsagend. Cale singt mit halber Stimme, verknüpft, fasst das Leben in die Chiffre «Final destination: brown dirt». Seine Frauen – zahlreich und vergessen. Seine Kinder – erwachsen und verstreut, mehr gab er nicht preis. Nur ein kehliges Lachen: «Herumzi-geunern ist meine Natur.»

Pläne? «I don't buy green bananas any more», raunt er. «Ich plane nicht weiter als 24 Stunden. Wenn ich morgen früh lebend erwache, spiele ich am Abend in Petaluma, Kalifornien.» Es ist nach Mitternacht. «You know, I'm an old man», wiederholt J. J. Cale, nimmt das dicke gelbe Couvert mit der Gage des Abends, hundert Hundertdollarscheine, schleppt seinen grünen Fender-Verstärker von der Bühne, verstaut ihn im Bus, steigt ein. Und der Fahrer fährt los. Nach Petaluma, Kalifornien.

ANZEIGE

A family affair since 1908
WALDHAUS SILS

«Eine Zeitreise für Gross und Klein»
Geschichte und gelebte Gegenwart
in einem sehr persönlich geführten Hotel
mit 5 Sternen, aber ohne Star-Allüren.

Saisons:
06. Juni bis 19. Oktober 2014
17. Dezember bis 12. April 2015



swiss
historic
hotels



CH-7514 Sils-Maria (Engadin)
081 838 51 00, www.waldhaus-sils.ch
Familien Dietrich & Kienberger ★★★★★